

Instrument im Bewußtsein des Publikums und besitzt viel größere Wichtigkeit, als viele glauben. Solch eine feierliche Regel ist in keiner Vorstellung das Burgtheater, nicht nur in den höchsten, sondern auch in den gedanklichen Ansätzen, denn auch bei der Regel wischen nicht nur die wunderbaren Klänge auf den Bühnen ein, sondern auch jene vielen religiösen und feierlichen Vorstellungen, die mit ihr zusammenhängen. Keuscher und Traditionen des Burgtheaters, seine eigene besondere Atmosphäre — und das habe ich sehr oft empfunden — sind von Burgtheater Arbeit. So wird das Burgtheater im voraus zum Mitarbeiter, Mitarbeiter, zum Kritiker, Dramaturgen, ja zum Regisseur des Schriftstellers, schon wenn er am Schreibtisch sitzt und schreibt. Neben vielen anderen denke ich auch jetzt aus diesem Grunde mit belangerer Ehrfurcht an das Burgtheater, da es nun sein Jubiläum feiert.

Die Schillerin des Burgtheaters.

Von Hermann Vahr.

Ludwig Spindel schrieb einmal: „Die Wiener Kritik ist eine Schillerin des Burgtheaters, und darin liegt ihre Verschwendung und ihr Stolz, ihre Pietät und ihr Freimuth.“ Welch ein unermessliches Liebesgeständnis! Die Schauspieler freilich, undankbar von Beruf, erwiderten es stets nur zögernd, und so kann es auch geschehen, daß bei der Feier des Burgtheaters vielleicht am Ende seiner dankbaren Schillerin achlos verbleiben wird. Schauspieler haben nur für schlechte Kritiken ein Gedächtnis, und so muß statt ihrer hier schon einer eintriften, der wie ich das verdächtige Meier der Kritik von beiden Seiten kennt, aktiv und passiv, selbst Schlichter von Beruf, aber Schlichter oft genug und übergenug auch Schlichtkopfer. Das Burgtheater hat übrigens in einer feierlichen Stunde selbst ein Symbolisch angedrückt, daß es insofern schon genau weiß, was es an dieser Schillerin hat: beim Abbruch des alten Hauses ließ die Direktion die beiden Aktenrequisiten Spindels herauslagern und ihm gewissermaßen als Präsentium für seine besonders gute Schularbeit überbringen: sie fanden keinen in seiner Wohnung. Der „Pimarus der öffentlichen Meinung“, wie Spindel von Hevesi einmal genannt wurde, hat jene Ehreung redlich verdient: er verwehrt von Jahr zu Jahr immer noch mehr mit dem Burgtheater; darum hat er ihm auch zuweilen so gewaltig zürnen können, wie man eben nur sich selber in den Stunden unerlässlicher Gewissensforschung zürnt. Er gebot dem Burgtheater geistigen an, so daß es ihm zum Beispiel, als Postamt Schlegel im Jahre 1880 Schauspieler aus allen deutschen Bühnen zum „Weltanschauungsgespinnst“ lud, selbstverständlich jähden, die vom Burgtheater dahin begleiteten zu müssen. Und dort gab ihm damals sein Genius das entscheidende Wort über das Wesen des Burgtheaters ein: die Definition des Burgtheaters. Er bemühte sich, allen zum Beispiel aus Nord und Süd Verurteilungen gerecht zu werden, er ließ es an Anerkennung der anderen deutschen Bühnen durchaus nicht fehlen, es gab überall Talente genug, aber eben doch bloß „einzelne, vereinzelte Talente“, und gerade dadurch unterschiede sich Wien von allen: „denn das Burgtheater hat nicht bloß Talente, das Burgtheater ist selbst ein Talent!“ Meiner kann man wohlhaftig das alte, das immer wieder sich erneuernde, das unerforschliche Geheimnis des Burgtheaters nicht aussprechen: auch in Zeiten der Ernüchterung, wenn die Talente sanken, wenn sie rar wurden, blieb das Burgtheater immer „selbst ein Talent“. Dieses heilige Geheimnis hört man allem an, was Spindel jemals über das Burgtheater schrieb, so jorng, ja fast höchlich es zuweilen klang. Und wenn wie schon, von jeder achselo Verschwendung unseres Reichums, noch immer keine Welt-

ausgabe Spindels haben (nur eine Ausgabe in vier Bänden ist 1910 bei Meyer und Jessen in Berlin erschienen), so war's eine Ehrenpflicht dem Burgtheater gegenüber und eigentlich wahr's sogar Ehrenpflicht des Burgtheaters selbst, sich endlich einmal alles, was er über das Burgtheater schrieb, gesammelt erscheinen zu lassen. Ein Monument des Burgtheaters würde das, aere perennius: ein Monument aus Feuilletons.

Wenn Spindel bei Bremlern des Burgtheaters sich schwindlich bedachtig und in den letzten Jahren seines Lebens mit der Würde nicht so sehr des Hausherrn als eines Hausvaters an seinen Ehrenpflicht hinhielt, so schien dagegen Ludwig Hevesi vor lauter Verschwendung fast einem Einrückler gleich, voll Angst, erlapp zu werden. Denn dieser große Schweizer geriet stets in Verlegenheit, wenn er nicht dabein war, seine Heimat aber war der Schweiz. Dieser Ungar und jener Schwabe verstanden einander sehr gut, sie waren miteinander durch das Burgtheater verknüpft. Hevesi hatte noch eine zweite Liebe: die Sezession. Das er über diese schrieb, liegt gesammelt vor: „Acht Jahre Sezession“, ein fortwährendes Buch (Carl Koenig, 1906), aber das Gegenstück fehlt: seine ich weiß nicht genau wie viele, doch sicherlich an „Dreißig Jahre Burgtheater“. Davon haben wir nur einen kurzen Auszug in seinem „Wiener Totentanz“ (bei Bong in Stuttgart, 1899).

Spindels Nachfolger im Burgtheater war sein Landsmann Hugo Wittmann. Dieser bewegliche, reiche, liebenswürdige Geist, ein kernstärkender Mann mit einem Anhauf französischer Anmut. In der schönen Kasse von Feuilletons, die Hermine Cloer und beherrschte hat (im Österreichischen Bundesratstag für Unterricht, Wissenschaft und Kunst, 1925), schenkte die Burgtheaterkritiken. Wittmann war allerdings Philosph, viel zu sehr Weltmann, um die volle Weisheit aufzubringen, die zum richtigen Burgtheaterkritiker gehört: der entlieh erst, wenn einer Vertreter der Theaterwelt hieß, Friedrich Müll war ein solcher verteilter Vertreter: unendlich begabt, doch tief verblüht, unter der allgemeinen Ungelassenheit der von ihm geleiteten amtlichen „Wiener Zeitung“, von seinem ungelohenen Ehrgeiz gequält, ärgerte, über das Burgtheater schreiben zu müssen, statt es, wofür er sich bestimmt glaubte, selber leiten zu dürfen. Ein Vertreter, aber von der gemäßigten ja wenn er aufsaute, gemäßigten Art, war auch Max Kolbe, der sich freilich in der Kontinuität heimischer als in der Weltlust fühlte. Julius Bauer dagegen — aber sehr still, denn der Lebenden zu denken verwehrt mir, der doch selber auch zur kritischen Stille gehört, die Stille, die es unvernünftig, wenn wir einander rühmen: es gilt als unsere Pflicht, alle Liebeskraft, gar aber alle Unbeständigkeit aufzuspüren für die anderen; immer nur für andere soll die Schillerin des Burgtheaters leben.

Erinnerung an ein Telegramm.

Von Hans Müller.

In diesen Tagen werden dem Burgtheater viele Straußen gerecht werden; unermüdet, wie es in Bezug auf Komplimente ist, wird das Haus am Ring des 12. November eröfnet werden müssen — vor all diesen literarischen Beweisen keiner Unvernünftigkeit. Darf sich in die sonore Geburtsliteratur eine kleine, beinahe tödliche persönliche Erinnerung verzeihen, ohne ausdrücklich gelassen zu werden? Ein Glückwunsch soll vom Herzen kommen, das heißt von einem Ich. Man verzeihe also die Ichform.

Vor etwa zehn Jahren wurde im Burgtheater das Schauspiel „Könige“ einstudiert. Direktion: Hugo Thimig. Regie:

Albert Heine. Die Proben waren in vollem Gange; die Wohlgenuss, Harry Walden, Desorient, Marx und alle die anderen Mitglieder eines über den Tag erhöhten und darum dennoch natürlichen Stills haben bei der Arbeit ihre besten Kräfte her. Zufällig erschien damals, beinahe täglich, in einem großen Berliner Blatt ein auf Fortschungen berechneter Artikel, der vom Kaiserhof blühender Dialekt die (nun, mir selten das kennen) „Verstorbener“ des Burgtheaters bewies: seine Wände zur Gegenwart, seine Verjüngung der Szene, sein Heranziehen zeitgenössischer Ausdruckstemperamente, hohe Deklamation, erlesene Geste — Oper, Oper, Oper. Täglich morgens, mit der übrigen Frühpost, nahm ich dieses schamlos begründete Todesurteil zu mir; dann ging ich zur Probe. Etwas anderes kam hinzu. Das Stück wurde für den gleichen Aufführungstag noch von einem Duzend reichsdeutscher Bühnen vorbereitet, darunter von zwei literarischen Theatern der neueren Richtung (Theatern, die in jener Maßnahme dem Burgtheater rühmend entgegengekehrt waren) — und mehrmals forderten mich die dramaturgischen Kapelle dieser Bühnen auf, doch lieber um ihre Proben bemüht zu sein als um das „alle, langweilige Burgtheater“. War es sehr charakteristisch, daß dieses Zusammenreffen von negativen Vorzeichen endlich eine gewisse Wirkung verfehlte? Man wird auf Proben leicht misstrauisch; man „versteht“ sich, ein Wort gibt das andere, Misstrauen entziehen (Albert Heine, Meister der Szenearbeit, blieb natürlich keine Antwort selbstig) — und da der langentsehnte „Stück“ endlich da war, rief der Anker seinen Gut vom Nagel, „entsetzliche „antiquierte Theater“ laut zum Teufel, rannte davon, „um nie wiederzukommen“, und fleg in den Offenbarung nach Deutschland.

Sehn Tage hindurch war man nun bei den damaligen Hoftheatern des Reiches zu Gast. Gewiß, überall wurde ernt geerntet; aber wenn ich, fern von Madrid, die süßigen, farbigen Ausdrucks gedachte, der uns seit Kindertagen im Burgtheater zur Selbstverständlichkeit geworden ist und der dennoch nirgend sonst so unangewonnen ins Bewußtliche sich verließ, wurde ich feinseltener von mal zu mal. Die letzte Station war... nun, jenes neu-schönlich plakatierende, große, moderne Theater. Ein blutiger Regisseur führte mich ein; junge Schauspieler gestallten den Text auf ihre Art — mir schien, daß alle sehr unbehaglich deklamierten. Wenn ich aber aufstand und nur die kleinste Wohnung zur Natürlichkeit verließ, antwortete mir auf allen Seiten ein nachsichtig-beobachtendes Köhlein: „Der Name kommt aus Wien! Bist du hier? Er versteht ja doch nichts!“ Von dem gleichförmig ungelassenen Gedächtnis schließlich halb toll geworden, empfahl ich mich inmitten einer Szene und trat ins Freie hinaus. Wenigstens atmen! Das Weinen war mir näher als das Lachen! Da erblühte ich auf der gegenüberliegenden Seite des Theaterplatzes das Postgebäude. Ohne eine Sekunde zu überlegen, lief ich an den Telegraphenständer, rief ein Wort vom Nagel und gab die Depesche auf: „Albert Heine, Wien. Verzeiht mir! Ich war ein Giel! Gut ab vor dem Burgtheater!“ Wieviel erinnert sich der Adressat noch des für den Abender einigermaßen beschämenden, zoologischen Dokumentes?

„Ist die kleine Geschichte aber auch wahr?“ fragen jetzt einige der verehrten Lesenden, „oder wird sie nur zu Meinungsäußerungen mehr oder weniger frei erfinden?“ — Gut geraten, meine Damen: a n z genau so hat jene Auszug nicht gedeut. Ich habe nämlich nicht telegraphiert: „Gut ab vor dem Burgtheater!“ — sondern: „K e d e r k e i n v o r d e m B u r g t h e a t e r!“ Aber erlosch es ist schlimm, doch eine Weile konnte er einem dermaßen halligen, überdrücklichen und kompromittierenden Ausdruck zu bekennen, und zueilen's... man ruft sich dadurch selbst auf die schmerzhafteste Weise in Erinnerung, um wieviel jünger man damals wohl alles in allem noch gewesen ist.

Die Sparbüchse.

Von G. o g e s P o u c e l.

Auto fierte U b e r t e g u n g a u s d e m f r a n z ö s i s c h e n v o n J o h a n n e s K u n z.

Die allgemeine Ansicht lautet: „Frau Vaprotte ist ein entzündendes Frauchen. Wenn sie nur nicht so unbedeutend wäre!“

In Wirklichkeit lebte sie nur für ihren berühmten Mann, den bekannten Maler Vaprotte. Eine ästhetische Frau, die ihrem Gatten so leidenschaftlich zugetan muß mit viel Geist ausgestattet sein, wenn ihre vornehmsten Freundinnen ihr diesen Fehler verzeihen sollen.

Für Henriette gab es bloß einen Menschen: René. Ihre schönen großen Augen, die man leer nannte, weil sie nur ein einziges Bild erüllte, halfen ununterbrochen, ergreifend tätig, an ihm. Diese Hingebung rührte den Maler und schmeichelte ihm, aber vor den Frauen tat er, als lächle er darüber.

„Sie will beruhigend auf mich“, meinte er, „und sie ist so gut.“

Von ihrem schmalen Madonnengesicht, der Reinheit ihres Lächelns, der Durchsichtigkeit ihres Blickes ging tatsächlich ein beruhigendes Einfluß aus. Und ihre Güte, das fühlte man, würde niemals Verwundungen heraufbeschwören.

„Sie wäre vollkommen, wenn sie etwas mehr aus sich zu machen wüßte“, erklärte Gabby, eine der mit dem Atelier Vaprotte befreundeten jungen Damen.

Man, Gabby wollte etwas aus sich zu machen, und konnte man sie auch nicht gerade als Schönheit bezeichnen, so verließ sie doch über einen gewissen Scharm: ein Gran Verbertheit, die sich mit einem boshaften Spürstachel in ihr verband und dessen Einflüsse man für Geist halten konnte.

Henriette bewunderte sie sehr und verzweifelte daran, es ihr je gleichem zu können. Sie hätte wie Gabby sein mögen; dann hätte sie ihrem Mann mit überausenden Geisteskräften von früh bis abends Weisungen bereiten können. Es schien ihr, als wäre er neben ihr immer ein wenig traurig.

Eines Tages machte Henriette — dessen unbewußt — eine Bemerkung, die Veriaal fand.

„Sehr gut! Bravo!“ urteilte die gerade anwesende Gabby. „Das ist hundert Sous wert!“

„Nicht wenig!“ stimmte René lachend bei. „Das war die Geburtsurkunde der Sparbüchse des Geldes.“ Bei jedem wichtigen Wort, bei jeder Neuerung, die als geistreich gelten konnte, kamen hundert Sous in die Kasse.

Henriette entsetzte dabei Eier, ist Leidenschaft. Sie studierte die guten Schriftsteller, um aus ihren Worten einen Dissen für sich herauszuholen: einen Vers, einen Ausspruch — und dann, im geeigneten Augenblick: puff! verlegte sie ihr Zit. Selbst wenn es daneben ging, zu früh oder zu spät kam — der Aroop war nachsichtig. Unter allgemeiner Fröhlichkeit wurde die Bemerkung als annehmbar bezeichnet und nach ihrem Wert begahlt. René selbst niemals.

„Du wirst mich zugrunde richten, du kleiner Macker!“ jagte er bellulig.

Henriette war sehr stolz auf ihren Erfolg. Sie wies mit Genugtuung auf das kleine Köstchen, das auf einem Tisch ihres Zimmers stand.

„Das ist die Sparbüchse des Geldes“, sagte sie naiv zu ihren Gästen.

Man belächelte sie im stillen. „Mein Gott! Was für ein dummes Gänsgen war doch diese kleine Frau Vaprotte!...“

„Und was werden Sie mit diesem ganzen Gelde machen?“ fragte man sie.

„Ich werde meinem Mann ein Geschenk machen: eine schöne Mabel, eine Nippelasse, vielleicht eine Kette...“

Es kam aber — leider! — die Zeit, wo sie für das Feuer ihres Geldes ein zu großes Wasser einstellte und ihre Pointen nicht mehr die gleiche Wirkung fanden. Man geruhte nur noch zu lächeln; das Lachen wurde selten. Die kleinen Vaprottes nahmen monatlich eine fast trumpsche Spannung an.

„Erge ein wenig aus, meine Kleine“, riet er ihr.

Sie hatte genug Geld, um zu begreifen. Sie verstand, daß ihr Mann ihr entlieht. Die wandernden Blicke des Pharus bestärkten ein anderes Gefühl: sie blieb im Schatten.

Der Witz Gabys leuchtete jetzt. Bei ihr bedurfte es keiner Anstrengung. Das reich und sicher abgefeuerte Gefühl verfehlte nie sein Ziel. Henriette erkannte die Misstrauheit an und lenkte den Kopf. Es war Annäherung von ihr gewesen, daß sie einen Augenblick geglaubt hatte, gegen eine solche Virtuofin anzukämpfen zu können.

Sie wurde traurig, weinte, wollte sterben. Eine alte Freundin des Hauses, der das Leben nachsichtig geliebt hatte, verfolgte die Wandlungen in diesem Drama und riet ihr:

„Keine Entmutigung, meine Kleine! Gabby hat Geist, aber kein Herz. Sie amüsiert, ohne zu erobren. Nichts ermußt die Männer so wie der Geist der Frauen. Man möchte sagen, es ist ein Eingriff in ihre ausführenden Redie, fast eine Verleumdung. Indes du, mit deinem anbetungswürdigen Herzen, deinem Gefühl,

das Ruhe ausstrahlt, mit der Kraft deiner Liebe... Ich sage dir, er findet sich zu dir zurück. Sei bloß nicht etwa spöttisch! Mach keine Vorworte! Seiige keine Kette! Sage nichts Geistreiches mehr! Sei entzündend und schmeig!“ wie der Richter sagt.

Henriette besaß die Vorzeichen der alten Fee. Sie zwang ihr armes, aufbegehrendes Herz heftemäßig zum Schweigen. Das ging nicht ohne Kämpfe ab. Die Sparbüchse des Geldes, gleich irgendeiner erzwungenen Gottheit, die ihren Tribut nicht mehr empfängt, flüsterte ihr Mätzchen der Rache zu. Schwieg, Moch!

In einer Gese des Meisters zogen, war Henriette lachend beim Triumph ihrer Mission abgesehen. Sie besaß sogar den schönen Mut, die Treiz zu respektieren.

„Sehr gut! Bravo! Das ist hundert Sous wert!“ Während ihre Mundwinkel vor Weh zitterten.

Gaby lächelte geringgültig. Sie konnte schon Millionärin sein, wenn sie wie dieses Gänsgen eine Sparbüchse des Geldes angelegt hätte. Es kam der Tag — wie Kloppe das Herz Henriettes —, wo die Vernunft Gabys mit dumpfen Schwelgen aufgenommen wurden, wo kein Köhlein René's sie mehr würdigte. Das geliebte Gefühl zeigte den einist von ihr bemerkten kampfbollen Ausdruck, die gleiche verdorrte Gelangweiltheit. Diese Gabby wäre amüant? Nicht doch: billig, gallig, giftig, erwidend, daß man über sie hätte weinen mögen — das war sie. Das erkannten jetzt alle.

René kehrte zu seiner durchsichtigen Madonna zurück. Konnte er in einem klareren Se seine schmerzliche Enttäuschung spiegeln? Die schönen großen Augen nahmen seinen Blick wie lächer auf und ihr Köhlein kehrte wieder, kaum daß es ein wenig getrübt war.

„Wollen wir die Sparbüchse aufbrechen?“ fragte er eines Abends mit beizeter Stimme.

„Oh! Es ist so wenig darin“, erwiderte sie bedauernd.

„Ich habe seit langem keinen einzigen Geistesblitz gehabt!“

Aber wie erfaunte sie, als sie den Schach lag. Hundertfrancnoten hatten sich zahlreich unter die kleinsten Papiere gemischt.

„Ich bin ein blühendes im Rückland bei dir gewesen“, erklärte er, „da habe ich das Fehende mit einemmal ergötzt.“

„Aber ich habe nichts Geistreiches gesagt!“ widersprach sie.

„Oh, du hast Besseres getan als es zu sagen...“

Er schloß sie in seine Arme. Und sie zitterte vor Erregung wie ein kleines Mädchen.

„Es langt zu einer Reise!“ suggerierte sie lässig. Und als er sie fragte, wofür die Kette geben sollte, erwiderte sie: „So weit als möglich fort, in irgendeinem Ort, wo die Frauen nicht zuviel Geist haben...“